

## Konversion zur Konvention Hans Kollhoffs Rückkehr zur Halbzeit der Moderne Rudolf Stegers

Als die Internationale Bauausstellung sich 1987 feierte, gab es in Berlin zwei enfants terribles, deren Architektur Profis und Laien staunen lehrte, so einfühlsam und auffallend all die Lückenschlüsse an Blockrändern in Kreuzberg, all die bunten Villen in Tiergarten und Tegel auch sein mochten. Eben hatte Daniel Libeskind mit seinem Mikado namens Stadtkante – ein Ensemble schräger Balken südlich von Staatsbibliothek und Landwehrkanal – den letzten Wettbewerb der IBA gewonnen. Und eben hatte Hans Kollhoff seine Wohnbauten am Luisenplatz in Charlottenburg abgeschlossen. Was seither ein Stück östlich von Schloß und Park alle Blicke der Stadtliebhaber fängt, ist die Konfrontation von Textur und Solitär, die Assimilation urbanistischer Ideale, die erst den Block, dann die Zeile, erst die Straße, dann die Schneise wollten. Das bei den Zeitgenossen der achtziger Jahre oft spielerische Nebeneinander von Alt und Neu hatte Kollhoff vis-à-vis dem Schinkelpavillon in ein brutales Drama verwandelt, wo zwei Häuser aufeinanderprallen und ineinanderstoßen und auseinanderlaufen.

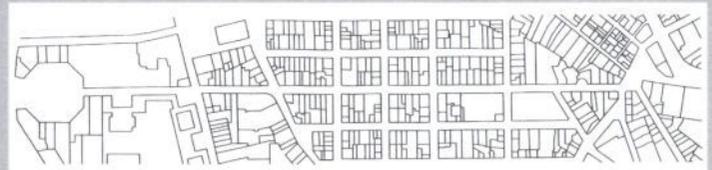
Bloß nichts homogenisieren, lautete die Maxime. Während Architektouristen die zwei Wohnhäuser am Luisenplatz noch bewunderten, beschäftigte sich Kollhoff im Rahmen der Berliner Sommerakademie für Architektur 1987 schon mit dem Umbau der Bundesallee zwischen den U-Bahn-Stationen Spichernstraße und Bundesplatz. Die breite Cityachse schießt von Nord nach Süd wie ein Pfeil durch Wilmersdorf. Während der sechziger und siebziger Jahre bekam sie eine für diese Zeit typische Fassung; vulgärfunktionalistische Architektur säumt die Schnellstraße links und rechts. Hier und in Moabit, das im 19. Jahrhundert alles aufnehmen mußte, was nicht zur Schönheit der Großstadt paßte – Gefängnis und Brauerei, Krankenhaus und Müllkippe, Hafenbecken und Gasanstalt –, entdeckte Kollhoff lauter fragmentierte, weil kompromittierte Stadtbaulagen, die durch Reparatur jede Authentizität verloren hätten, ja zur Kulisse verkommen wären. Mit Skizzen und Modellen voluminöser Monolithe suchten 1988 Kollhoffs Studenten an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich die Losung des Lehrers umzusetzen, das wüste Moabit also nicht behutsam zu erneuern, sondern großzügig zu verändern, ein ganzes Quartier durch ein einziges Objekt zu beleben, ja zu erhöhen.

Die Idee ist nicht neu. Karl Friedrich Schinkel gilt als ihr Ahnherr. Seine Gebäude auf und an der Spreeinsel dienten Kollhoff als erstes Beispiel einer Dominanz des Architektonischen über das Urbanistische. Der Städtebau, schrieb Kollhoff damals, sei den technologischen und ökonomischen Entwicklungen stets nur nachgelaufen. Heute sei er Camouflage; Kontextualismus sei Affirmation. Starke Worte, gewiß. Immerhin zeigte Kollhoffs Arbeit, daß er das Projektieren so gut wie das Argumentieren verstand. Entwürfe wie das Völkerkundemuseum Frankfurt 1987 und Atlanpole Nantes 1989 folgten der Parole "Architektur kontra Städtebau", die Kollhoff auch als Titel eines Manifests gewählt hatte, das im Jahr der IBA die Väter der IBA traf. Als dann 1989 die Mauer fiel, zürnte er über den rotgrünen Kiezkult und warnte vor dem

Bündnis von Bürokraten und Biotopen, das der retardierten Metropole schade. "Wir wollen eine Berliner Architektur", rief Kollhoff in der 'Frankfurter Allgemeinen'. "Dazu brauchen wir eine Tendenz. Waren nicht die Neuen Wilden in der Malerei ein Berliner Phänomen, das jetzt nach einem architektonischen Äquivalent sucht?"

Mag sein, daß ein solcher Wunsch bloß letztes Wort jener Wirklichkeitsferne war, unter der das Exterritorium Berlin jahrelang litt. Auch beim Kampf um den Potsdamer Platz, den die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz – erst unter der Alternativen Michael Schreyer, dann unter dem Christdemokraten Volker Hassemer – durch einen Städtebaulichen Wettbewerb gewinnen wollte, wurden anfangs Stimmen laut, deren Weltfremdheit nur vom Erfahrungsmangel des neu vereinten Berlin zeugte. Kollhoff aber verband Realität und Vision. Im Oktober 1991 bot er Kapital und Kommune am Potsdamer Platz ein Rendezvous von Skyscrapers. Büromassiv und Stadtkrone zugleich, nahm das Ensemble dennoch Bezug auf sein Ambiente. Im Westen rückte das Tiergartengrün bis an den Landwehrkanal und bettete das scharouneske Kulturforum in eine Art Central Park; im Osten rückte die Friedrichstadt mit ihrer Traufhöhe bis an den Leipziger Platz.

Kollhoffs Entwurf schied beim zweiten Rundgang des Wettbewerbs aus. Das Stelldichein der Wolkenkratzer wurde gerühmt und geschmäht. Eine Chance hatte es nie. Denn seit April 1991 herrschte in Berlin ein Senatsbaudirektor. Wie jeder fähige Politiker wußte der Sozialdemokrat Hans Stimmann, worauf es ankommt: die Vorgabe und Durchsetzung von Begriffen. Worte wie "Kritische Rekonstruktion der europäischen Metropole", Sätze wie "Die Stadt ist da", Reihen wie "Haus und Block und Straße und Platz" prägten sich, von mancher Zeitung vervielfältigt, den denkenden Köpfen und zeichnenden Händen rasch ein. Heinz Hilmer und Christoph Sattler lieferten das Urmodell. Zwar kostete es Zeit und Druck, bis das mit dem Ersten Preis bedachte Projekt jedermann so sinnvoll erschien wie den zwei Münchener Architekten; aber um die Wende 1991/92 war klar, daß niemand mehr



Historische Parzellierung

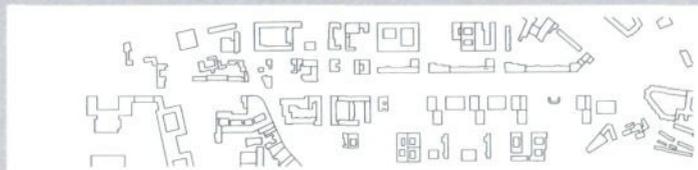
ohne dieses Vorbild rechtwinkliger Raster und dickleibiger Kuben auskommen würde: Am Potsdamer Platz hatte man ein Exempel statuiert.

Mit Folgen. Denn auch Kollhoff lernte die Lektion. Als im September 1992 über die Bebauung des Daimler-Benz-Areals entschieden wurde, bot er dem Preisgericht statt sieben Türmen siebzehn Blöcke. Um zwischen der Orthogonalität des Hilmer-Sattler-Plans und der Diagonalität der alten Potsdamer Straße zu vermitteln, schlug er lauter trapezoide Grundrisse vor, zwar größer als die typische Parzelle, doch kleiner

als das typische Quartier. Kollhoff verwarf Passagen und Piazzetten; sein Modell beschwor Kastanienreihen vor Portlandwänden. Daß die Arbeit den Fünften Preis bekam, mochte die Kritik nicht loben noch tadeln. Sie murrte bloß über den Wandel vom Turm zum Block und über die Gediegenheit eines Erläuterungsberichts, der von Solidität und Permanenz, von Raster und Regel schwärmte. War das Ernst? War das Witz?

Zwei Monate später wußte man Bescheid. Mit dem Gutachten Leipziger Straße vom November 1992 setzte Kollhoff drei Konkurrenten matt, weil er mit allem brach, was seine Arbeit bis dahin ausgezeichnet hatte. Von nun an ging es nicht mehr um Architektur kontra Städtebau, sondern um Städtebau kontra Architektur, nicht mehr um Kollision, sondern um Konvention. Wo Rem Koolhaas aus dem plötzlichen Querschnittsprung an der Kreuzung von Leipziger Straße und Friedrichstraße Funken geschlagen hätte – wo er den Bruch zwischen dem schmalen Vorkriegsteil im Westen und dem breiten Nachkriegsteil im Osten wahrscheinlich betont hätte –, erklärte Kollhoff, die Opposition der Profile und die der Architekturen taue nicht zur Morphologie. Tatsächlich genügt es nicht, an dieser Achse die Konflikte der Metropole zu inszenieren; tatsächlich genügt es nicht, wie jüngst Kurt W. Forster dem Ostberliner Städtebau die Suggestion der *pitura metafisica* zu attestieren. Doch was da ist, ist da. Versteckspiele sind Kindersache.

Nun also spielt auch Kollhoff mit. Und wie! Seinem Gutachten zufolge liefe man unter klassischen Arkaden vom Leipziger Platz zum Spittelmarkt, gleich als ob der Münsteraner Prinzipalmarkt in die Mochtegernhauptstadt zöge. Die Leipziger Straße bekäme auf voller Länge ihren alten Querschnitt. Während die Hochhaustürme an der schattigen Südseite – übrigens eine Ostberliner Antwort auf das Westberliner Springerhaus – hier und da durch Riegel verbunden würden, würden die Hochhausscheiben an der sonnigen Nordseite ganz hinter siebengeschossigen Geschäftsbauten mit meterbreiter Straße für Anwohner und Lieferanten verschwinden. Wahrlich eine Berliner Lösung! Endlich schlägt



Bestand

Kollhoff vor, was Kollhoff immer verflucht hat: Bouletten à la Kudammkarree und Europacenter, nicht Fisch, nicht Fleisch, nicht Turm, nicht Block.

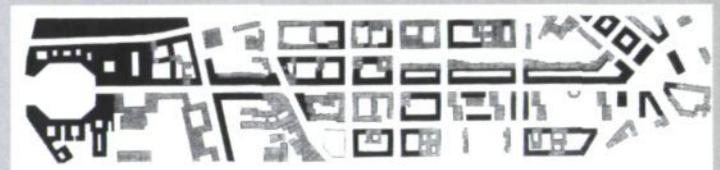
“Die Stadt ist tot. Es lebe die Stadt!” lautet der Titel eines Essays, den Kollhoff im Herbst 1992 veröffentlichte. In merkwürdiger Übereinstimmung mit Dieter Hoffmann-Axthelm – bei Kollhoff sonst nur als “Parzellenphilosoph” apostrophiert – heißt es da: “Wenn wir heute wieder über integrative großstädtische Typologien nachzudenken gezwungen sind, setzen wir beim anonymen gründerzeitlichen Haus an, das in der City wandlungsfähig war bis zum reinen Waren- und Bürohaus.” Kollhoff spürt die Maschinerie der Stadt und wünscht die Konvention der Stadt. Schwankend zwischen Technik und Gestalt oder zwischen Weißenhof und Kochenhof, hat er sich, sobald das Nachkriegsberlin zur Anschauung kommt, längst

entschieden: Weg mit dem Hansaviertel. Her mit der Stalinallee. In Unkenntnis des 17. Juni 1953, der ja auf der Magistrale zwischen Strausberger Platz und Frankfurter Tor begann, singt Kollhoff dem Ostberliner Boulevard ein Lob à la SED, schwätzt von einer “beispiellosen Anstrengung des Wiederaufbaus der Hauptstadt aus Trümmersteinen” und spielt mit kruden Begriffen von Gemeinschaft und Kollektiv. Weiß der Mann nicht, daß er da rechts ein Stück Tönnies, links ein Stück Lenin klaut? Weiß der Mann nicht, daß er so von der Metropole in die Zitadelle flieht?

Gut, ein Architekt ist kein Politiker. Doch die Hymne der Stalinallee klingt nach. Kollhoffs Beitrag zum Städtebaulichen Wettbewerb Alexanderplatz, im April 1993 mit vier anderen Entwürfen ins zweite Rennen des Verfahrens geschickt, greift die Monumentalität der Architektur Hermann Henselmans auf und setzt sie, unterbrochen bloß durch den Corbusierschnitt zwischen Strausberger Platz und Alexanderplatz, mitten in der Mitte fort. Dort plazierte er eine Mixtur aus Turm und Block, also eine Mischung seiner zwei früheren Potsdamer-Platz-Projekte. Die Faszination der Homogenität ist die der Utopie; Ideal und Exitus hausen Tür an Tür. Die Stadt ist tot. Macht Kollhoff sie toter?

Schwer zu sagen. Denn bisher ist Kollhoffs Wende nur Sache von Blaupausen in Planrollen. Skizzen und Modelle aber deuten schon jetzt – lange bevor die Arbeit auf dem Bauplatz beginnt – eine andere Sprache an. Kollhoffs Architektur war hart und kalt, schwer und fest, manchmal nah bei Aldo Rossi, immer fern von Günter Behnisch, um bloß zwei Namen zu nennen. Wenn Kollhoff zitierte, dann die reife Moderne. Der Wohnungsbau am Luisenplatz etwa holte von Walter Gropius

Städtebauliches Gutachten zur Leipziger Straße von Hans Kollhoff und Helga Timmermann, 1992



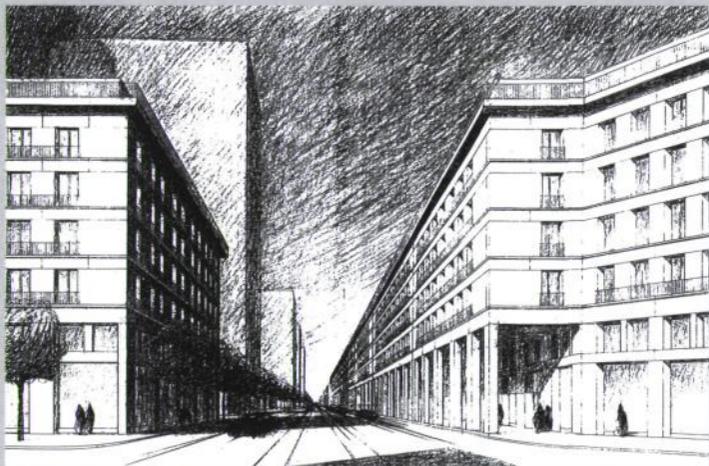
Neubau und Bestand

den Glasvorhang, von Erich Mendelsohn den Klinkerschwingung, von Le Corbusier das Flügeldach. Spätere Projekte hatten die Ambition zum Solitär, das Völkerkundemuseum Frankfurt zwischen Faustkeil und Dampfschiff, Atlanpole Nantes zwischen Walhall und Kraftwerk. Auch künftig wird Kollhoff die Botschaft des Klein-ist-schön verachten. Aber die Haltung seiner Bauten wird wohl im Gestern, nicht im Morgen zu finden sein.

Man blicke zurück. Im Juni 1991 fand in Basel ein Symposium “Über Tektonik in der Baukunst” statt, bei dem auch Fritz Neumeyer, seit langem Kollhoffs theoretische Avantgarde, mit einem Vortrag glänzte. Darin bestimmte er Tektonik als Verhältnis von Fügbarkeit und Schaubarkeit des Materials

wie der Konstruktion. Erst die Ästhetik des Ingenieurs und der Bauhausglaube an die Objektivität von Funktion und Technik hätten die alte Lehre für überflüssig erachtet. Umsonst. Gerechtigkeit in bezug auf Material und Ehrlichkeit in bezug auf Konstruktion seien zwar notwendige, aber nicht hinreichende Bedingungen architektonischer Qualität; die Fassade dürfe sie nicht einfach erklären, sondern müsse sie kunstvoll erinnern. So engagierte Neumeyer in Basel versuchte, die Tektonik mit Verweis auf das Spiel des Entblößens und Verhüllens der Haut erotisch zu begründen – Wann ist ein Haus echt geil? –, so medioker war das Ergebnis: eine kerndeutsche Bausache, die Mühe hatte, die Transparenz nicht völlig der Gravitass zu opfern. Neumeyer sprach von Wesen und Schein, von Inhalt und Form, von Realität und Repräsentant, als ob die französische Philosophie das hegelianische und marxistische Apriori nie überwunden hätte. Ist das Rhizom für den rechtsrheinischen Architekturprofessor noch immer bloß Aporie?

Während Neumeyer noch zwischen dem Chthonischen und dem Sphärischen gratwandert, lösen Baufachleute die Spannung zwischen Stabilität und Labilität nicht ideologisch, sondern pragmatisch. Das Aufkommen von Verbundwerkstoffen mit der Flexibilität von Textilien macht die Polarität von Material und Konstruktion obsolet. Wo das eine dem andern sich fügt, bedarf es keiner Tektonik, die etwas von innen nach außen trägt, auf daß jedermann ein schönes Aha fühlt. Im Glücksfall ist schon heute die Fassade eine Klimamembran, licht- und luftdurchlässig wie Hemd und Rock. Kollhoff aber sieht überall nur abgehangene Decken und aufgeständerte Bö-



Blick in die Straße

den, überall nur Stützen, Rohre, Kabel. Was Hightech genannt wird, identifiziert er allein mit der Vorstellung populärer Magazine und spekulierender Investoren. So trifft er die Konkurrenz unter Niveau. Soll man ihm raten, sich ihrer Koryphäen statt ihrer Epigonen anzunehmen?

Es lohnt nicht. Anderes zählt ohnehin mehr. Berlin hat vier Jahrzehnte Erfahrung mit Wohnungsbau; von Bürobau hat diese Stadt keine Ahnung. Immobilienspezialisten rechnen unterdes an der Spree mit einer Verdoppelung der Bruttogeschossfläche für Dienstleistungen auf sechsundzwanzig Millionen Quadratmeter bis zum Jahr 2010. Die Riesenzahl ist kein Hirngespinnst; in bezug auf die Menge von Bürofläche pro Einwohner läge Berlin dann zwischen Hamburg und Düsseldorf. Wer angesichts solcher Entwicklung meint, er müsse der technologischen Innovation des Bauwesens Einhalt gebieten, wird nicht nur kein Neues Berlin schaffen; er wird die

scheußlichsten Verbindungen von Material und Konstruktion – Isovermatten, Travertinscheiben, Silikonfugen an jeder Straße – durch sein Schweigen dulden. Der Baumarkt braucht Vorbildner und Einmischer; er braucht das Experiment von Architekten und Ingenieuren.

Wann immer die Produktion ihr Paradigma wechselt – vor 1800 durch die Dampfmaschine, vor 1900 durch den Elektromotor, vor 2000 durch den Computer –, steht auch die Architektur vor einer Revolution. Jedesmal trifft Karl Friedrich Schinkel die Stimmung der Profession: „Wehe der Zeit, wo alles beweglich wird, selbst, was am dauerndsten sein sollte, die Kunst zu bauen.“ Und jedesmal gibt es mit der Angst vor der Zeit auch die Flucht aus der Zeit. Nicht daß Kollhoff nun das Dekorieren von Cyberspaces und Intelligent Buildings empfiehlt; doch ähnelt sein konservativer Habitus der Hilflosigkeit wilhelminischer Baumeister, deren Monolithe kleine Reliefs von Rädern und Flügeln und Blitzen schmücken. Wie jene aus dem Repertoire der Historie schöpften, borgt dieser von der frühen Moderne. Aber mit Hendrik Petrus Berlage aus Amsterdam und Auguste Perret aus Paris, mit Alfred Messel aus Berlin und Otto Wagner aus Wien baut man Comptoirs für das Jahr 1910, nicht Büros für das Jahr 2000.

Wie gesagt, noch ist Kollhoffs Wende nur Sache von Blaupausen in Planrollen. Abschreibungsfähige Ungebäude mit falschem Anschluß zwischen Wand und Dach oder Wand und Tür wird er niemals abnehmen. Doch was ist mit der Trockenheit und Sprödigkeit eines Entwurfs von 1991, mit dem purifizierten Neoklassizismus von Haus J. in Potsdam? Das Projekt bleibt Projekt. So erspart uns der Architekt die Assoziation der Villa Wiegand. Zum Glück. Denn was Peter Behrens 1912 in Zehlendorf baute, war Humus für jene Monster, welche ein Tausendjähriges Reich für die Hauptstadt Germania wollte.

#### Literatur

- Aedes Galerie für Architektur und Raum (Hg.): Eidgenössische Technische Hochschule (ETH) Zürich. Architekturklasse Hans Kollhoff, Berlin 1988
- Hans Kollhoff und Fritz Neumeyer (Hg.): Großstadtarchitektur, Berlin 1989
- Architektur contra Städtebau. Hans Kollhoff im Gespräch mit Nikolaus Kuhnert und Philipp Oswald. In: ARCH + 105/6, 1990
- Hans Kollhoff: Bürokraten, Breitfüße und die Wächter der Biotope. In: Frankfurter Allgemeine, 26. November 1990
- Hans Kollhoff. Einführung Fritz Neumeyer, Barcelona 1991
- Hans Kollhoff: Die Stadt ist tot. Es lebe die Stadt! In: Peter Neitzke und Carl Steckeweh (Hg.): Centrum. Jahrbuch Architektur und Stadt 1992, Braunschweig und Wiesbaden 1992
- Hans Kollhoff: Stumpfsinn und öffentliche Meinungsbildung. In: Der Tagespiegel, 4. Oktober 1992
- Hans Kollhoff (Hg.): Über Tektonik in der Baukunst, Braunschweig und Wiesbaden 1993
- Hans Kollhoff (Hg.): Produkte 1. Experimentelles Entwerfen mit Industrieprodukten. Eidgenössische Technische Hochschule (ETH) Zürich, Zürich 1993